

INDIA NERWEIHN CHTEN

Papas Weihnachtsgeschichte

Von Michael Schaller, Copyright (C) 2014

Bilder von Michael Schaller und Renato Valle, Copyright (C)2014

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der Autoren reproduziert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig.

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN 9783738607413

Gewidmet meiner Familie.

November und Dezember 2014

PAPIERPFERDE

"Wo ist denn Papa?" - Dem kleinen Jo wurde es nun das erste Mal an jenem Tag klar, dass Heiligabend war und sein Vater fehlte. Da waren Mama, Schwester Marie, Onkel Christian, Tante Beate und auch Oma und Opa - doch von Papa war keine Spur. "Vielleicht wird er noch kommen", antwortete Marie, obgleich sie irgendwie ahnte, dass dies nur ein frommer Wunsch bleiben würde.

So wie letztes Jahr, als sie alle zusammen am Weihnachtsabend vor dem Baum standen und gemeinsam "Ihr Kinderlein kommet" sangen, so würde es wohl dieses Jahr nicht mehr kommen.

Papa hatte doch letztes Jahr noch die Weihnachtsgeschichte vorgelesen und die Geschichte aus dem Buch der Indianer erzählt, welches Jo und seine Schwester bekommen hatten.

"Wo ist denn das Buch?", fragte Jo daraufhin seine Mama. "Welches Buch meinst du denn, Jo?" "Na das Buch." "Wenn du mir nicht sagen kannst, welches du meinst, dann kann ich dir leider nicht helfen!" "Ich glaube, er meint, das Buch von den Indianern, das wir letztes Jahr bekommen haben", warf Marie ein. "Ach das", antwortete Mama etwas verlegen, "das weiß ich doch nicht mehr, Schatz."

Nun kam der Zeitpunkt der Bescherung. Jo und Marie stürmten auf den Berg von feierlich dekorierten Paketen zu. Ein Paradies für Kinder! Die Neugier wuchs und wuchs - bis man sich zum letzten Geschenk, einer nigelnagelneuen Supadupa-Spielkonsole, vorgearbeitet hatte. Die Ausbeute war auch dieses Jahr mehr als erklecklich. Neben dem elektronischen Kästchen mit drei brandaktuellen Spielen standen nun ein kleiner Berg von spannenden Büchern, eine fetzige Spielzeugautobahn, ein kluges Brettspiel für die ganze Familie, ein blinkendes Kindermikrofon und ein pinker Schminkkasten ausgepackt im Lichterschein des Weihnachtsbaums. "Der Schminkkasten spielt alle Stücke", witzelte Opa und zwinkerte Oma zu, "jetzt kann Marie genauso wie die Damen unserer Familie stundenlang vorm Spiegel stehen und sich hübsch machen". Oma warf ihrem Mann daraufhin einen nicht gerade freundlichen Blick zu. Ja und da standen im hintersten Eck des Raums, etwas abseits vom Geschehen und noch in Schachteln verpackt, ein cooler kleiner Spielzeugcowboy sowie ein niedliches Cowgirl, welches irgendwie Ähnlichkeit mit Marie hatte. Es schien, als würden die beiden verloren wirkenden Figuren auf etwas warten...., ja vielleicht darauf, von Kinderhänden ausgepackt zu werden und in die weite Prärie zu reiten ... Oh yiiiiippiiiiiiee!

"Wir spielen erst nach dem Essen", unterbrach Mama nun das sich anbahnende Spielechaos jäh. Ein "Ach neiiiiin" sprang so ziemlich zeitgleich aus den Mündern der beiden Kinder. "Ihr habt ja hinterher noch Zeit, zu spielen",

beruhigte Mama den kleinen Aufstand.

Jo und Marie schlangen das feierliche Abendmahl natürlich in einem Affentempo herunter. Mama fiel dies schon auf, doch erinnerte sie sich an ihre ersten Weihnachten. Sonst würde sie etwas sagen, aber an diesem Tag im Jahr ist alles etwas anders. "Sie sind halt Kinder und es ist doch Weihnachten", bekräftigte Oma verständnisvoll. Opa öffnete eine Flasche Wein und erstarrte dabei für einen Augenblick. Der Stuhl neben ihm war frei geblieben und dies schien allen nun für einen kurzen Moment aufgefallen zu sein. Unauffällig schob Opa den Stuhl vom Tisch weg - etwas nach hinten. Der Großvater schloss den Kreis um den runden Esstisch, indem er etwas von Oma wegrückte in Richtung Tante Beate. Dabei grinste Opa den Kindern flüchtig zu. Ob er in diesem Moment an Papa dachte?

Bald knieten die beiden Kinder wieder unter dem Weihnachtsbaum und räumten alles, was noch in den hinteren Winkeln verborgen geblieben war, hervor. Gleich schlossen sie nun mit Onkel Christians eifriger Hilfe die Spielkonsole an den Fernseher an. Mit gespanntem Blick drückte Jo nun die "On-Taste." Ein kleines elektronisches Wunder kündigte sich den drei Spielern an. Neue Welten mit "Superricardo 5", den "Pizzaflitzern" und "Wildwest-Sim" wollten alle Anwesenden zum Spielen einladen.

Zuerst ertönte die vertraute Melodie von "Superricardo" bombastisch im 7.1 Surroundsound aus den

Lautsprechern und bald retteten Onkel Christian, Marie und Jo die Prinzessin Kleopetra vor dem bösen Mr. Hank aus verschiedenen witzigen Situationen. Alles wie früher, doch in noch viel besserer Auflösung. Marie und Jo wechselten sich an dem einen Controller ab und Onkel Christian verteidigte erfolgreich seine Position an dem anderen. Bevor die Spieler sich schlussendlich dem lang ersehnten Westernspiel widmen wollten, schob Marie noch die DVD mit den Pizzaflitzern in den Schlitz der Konsole. Sie hatten gerade die erste Runde des zweiten Spiels gespielt, da erklangen die für sie so ernüchternden Worte der Mutter: "Jetzt ist aber Schluss mit Videospiele!" "Ooohhh, noch das letzte Spiel", protestierte Onkel Christian daraufhin kurz. "Ich habe gewusst, dass die Spielkonsole unserem größten Kind die meiste Freude bereiten wird", konnte Mama sich etwas spöttische Worte gerichtet an ihren Bruder nicht verkneifen, "schalte lieber die Heizung an, Christian, es wird etwas kalt!" "Aber wir haben doch noch gar nicht alles gespielt", stellte Jo etwas enttäuscht fest. "Das Wildwestspiel könnt ihr ja morgen spielen, ihr habt ja noch andere Geschenke bekommen!" Irgendwie hatte Mama ja doch recht und die Kinder machten sich nun daran, den Spielzeugcowboy sowie seine süße Begleiterin auszupacken und mit diesen auf unsichtbaren Pferden durch die ganze Wohnung zu reiten.

"Dort wo Papa jetzt wohnt, gibt es sicher gar kein Spielzeug", begann Jo plötzlich zu lachen. "Hör auf", entgegnete ihm seine Schwester. "Dort wo Papa wohnt,

gibt es sicher nicht mal ein Klo", setzte Jo vergnügt noch eins drauf. "Das ist nicht lustig. Du bist blöd", Marie riss ihrem Bruder den Spielzeugcowboy aus der Hand und rannte in ihr Zimmer. Jo lief seiner Schwester hinterher. Diese drückte bald mit aller Kraft, vom Inneren ihres Zimmers aus, die Tür zu und hinderte Jo somit am Eindringen. "Du bist gemein", schrie Jo, "lass mich rein. Das war doch nur ein Witz!" Nun vernahm Jo ein Klicken - Marie versperrte nur dann die Tür, wenn sie wirklich für sich alleine sein wollte und richtig sauer war. Und das war sie in diesem Moment.

Doch Jo wollte nicht nachgeben und probierte es fünf Minuten später noch einmal: "Was machst du denn? Komm doch wieder raus. Es tut mir leid!" "Ich bastle und schreibe was", antwortete Marie knapp. "Was schreibst du denn?", wollte Jo es genau wissen. „Einen Brief, aber ich sage dir nicht, was für einen!" "Das ist mir doch egal, deine Briefe kommen sowieso nie an...", haute Jo nun verzweifelt mit den Fäusten gegen die Tür. Marie sperrte daraufhin wütend die Tür auf, streckte ihrem Bruder zwei aus einem Bogen Papier säuberlich geschnittene Pferde entgegen und begann zu schluchzen.

Durch das Toben schlussendlich aufgeschreckt stürmte nun Mama hoch in den ersten Stock, wo die Schlafzimmer lagen: "Hört doch auf zu streiten, es ist Heiliger Abend! Sonst geht ihr sofort ins Bett!" "Nein wir wollen noch spielen", antworteten die Kinder kleinlaut im Chor und sie spielten noch eine kleine Ewigkeit friedlich mit dem

Schminkkasten, dem Mikrophon, dem kleinen Cowgirl und dem Cowboy, die nun auf „echten“ Papierpferden losreiten konnten. Der Zwist war bald vergessen und heute war doch Heiligabend, da durfte man auch etwas länger aufbleiben.

Erschöpft von den viele Aufregungen an diesem langen Abend schliefen die Kinder schlussendlich rasch in ihren Betten ein. In der Faust hielten sie jeweils eine Figur verschlossen. Jo den kräftigen Cowboy und Marie das Cowgirl, das ihr verblüffend ähnlich sah.



LITTLEBOY

Unendliche Weiten - die ganze Prärie schien vor ihnen zu liegen. Und das Szenario war fast so, wie Papa es ihnen in seinen Geschichten beschrieben hatte. Die Sonne hing tief über dem Land und am Horizont flackerten Konturen von Hügeln, Kakteen sowie einer riesigen Ranch, die schätzungsweise 10 Meilen vor ihnen lag. Es war ein gellend heißer Morgen. Joe und seine Schwester Mary waren gerade von ihrem Feldlager aufgestanden und machten sich wie hungrige Wölfe über die letzte Ration Bohnen her, die ihnen vom Vortag noch übrig geblieben war. "Bohnen zum Frühstück, zu Mittag und am Abend. Mir hängt das schon zum Halse raus. Wir müssen heute endlich mal was anderes zwischen die Hauer kriegen", meinte Joe in Richtung seiner Schwester. "Ich weiß ... Wir müssen bald die Ranch erreichen", antwortete Mary, "doch ohne Pferd ist das hier draußen eine Qual." "Und nicht ungefährlich", ergänzte Joe, "die Geier lauern schon auf uns..."

Die letzten Meter schleppten sich Mary und Joe mehr schlecht als recht in Richtung Ranch. Doch sie waren letztendlich am heißersehnten Ort angekommen. Wildes und sehr dicht gewachsenes Efeu rankte um den mächtigen Zaun, welcher den gesamten Hof umgab. Doch

da! Immer lauter werdendes höllisches Gebell empfing die beiden Geschwister am verschlossenen Tor. Ein gefühltes Dutzend an unbändigen Hunden stürmte den beiden „Eindringlingen“ entgegen und fletschte dabei bedrohlich die Zähne.

Doch ein Pfiff genügte und alles stand still. Kein Mucks war mehr zu hören. Es war so, als konnte man von einer Sekunde auf die andere das karge Gras wachsen hören und die flinken Salamander dazwischen durchrascheln. Der kurze schrille Pfiff war aus dem ungewaschenen Mund eines alten Mannes ertönt, der sich schnellen Schrittes annäherte. Auf dem rechten Mundwinkel des Mannes schien eine Zigarette festzukleben. Der Yankee stand nun da in teuren Westernstiefeln und stemmte die dicht behaarten Arme gegen die eigenen Hüften. „Howdy, Greenhörner“, begrüßte der fremde Mann mit einem schmutzigen Grinsen die beiden Geschwister, die gerade damit angefangen hatten, sich vom Schreck der letzten Minute einigermaßen zu erholen. Nach einer Pause von zirka 10 Sekunden setzte der Yankee fort: „Wisst ihr, wo ihr gelandet seid?“ Mary und Joe wussten nicht so recht, eine passende Antwort auf diese Frage zu geben. Auf einer Ranch waren sie angekommen, ja – aber das war wohl allen klar... Der Fremde rückte nun seinen schmucken Lederhut zurecht: „Warum seid ihr gekommen und dann auch noch ohne Pferd? ... Das sieht man hier draußen sehr selten. Damit unterschreibt man normalerweise seinen eigenen Tod!“

„Wir möchten uns für einen Tag auf dieser Ranch als Viehhüter verdingen“, erzählte Mary nun von ihrem Plan. „Aha eine mutige junge Frau, die dazu auch noch Männerarbeit auf meiner Ranch verrichten möchte!“, lachte der Mann nun lauthals.

Es war die Ranch von Dave Carter, einem einflussreichen Großgrundbesitzer, dem 1000 Morgen des Landes nahe Strife-Town gehörten sowie eine riesige Rinderherde, die weit und breit ihresgleichen suchen konnte. Der Mann, der nun stolz am Tor zur Ranch stand, war außerdem der Bruder von Bill Carter, einem einst berühmten Revolverhelden, der vor etwa 15 Jahren die Stelle des Sheriffs von Strife-Town angetreten hatte. Strife-Town war vor zwei Jahrzehnten noch eine kleine Goldgräbersiedlung gewesen, an der Mündung des Silent Cross River in den Holy Trail River gelegen. Doch innerhalb kürzester Zeit war die Siedlung zu einer Metropole herangewachsen, in der man schnell reich werden konnte, aber noch viel schneller das Leben verlieren.

Als vor zirka zwanzig Jahren in Strife-Town das große Goldfieber ausgebrochen war, gelang es den beiden Carters mittels Hartnäckigkeit und betrügerischer Machenschaften ein kleines Imperium aufzubauen. Der skrupellose Bill und der geschäftstüchtige Dave vergaben privat Kredite mit hohen Zinsen an Goldsuchende und konnten diese ihre Schulden nicht sofort zurückzahlen, war den beiden Brüdern jedes Mittel recht, zu Profit zu kommen. Die Carters waren geldgierig, hartherzig und

schreckten auch vor Mord nicht zurück. Missgunst, Neid und die Gier nach dem Dollar regierten also bald die junge Stadt. Gemeinsam bestimmten die Carter-Brothers über das gesamte Schicksal der Bevölkerung in und rund um Strife-Town. Auch die Zukunft der Stadt lag in der Hand der Carter-Geschwister. So hatten diese alleine die Entscheidung darüber zu treffen, ob man die Bewässerungskanäle nur quer durch oder auch rund um die Stadt legen sollte. In der Folge hatten die Carters also die Macht inne, die angrenzenden Indianersiedlungen gänzlich von den Wasserquellen abzuschneiden, „völlig trocken zu legen“ - wie die Brüder es spöttisch bezeichneten. Doch viel mehr interessierte die beiden Brüder der Bau von riesigen Saloons, Casinos und Banken, denn so konnte man sich in diesen Zeiten noch mehr Dollars erwarten. Die Carters hatten sich bald den zweifelhaften Ruf erworben, alles andere als zimperlich zu sein. Jeder der sich ihnen widersetzte, lief Gefahr, Kopf und Kragen zu riskieren.

Dave Carter stutzte noch etwas im Gedanken an Marys Vorschlag. Sollte er den beiden Greenhörnern sein Vieh anvertrauen? Doch konnte er dabei eigentlich nichts verlieren, schlimmstenfalls eine mickrige Zahl von zwanzig Rindern, die ohnehin morgen geschlachtet werden sollten. Er blickte kurz in Marys Richtung und musterte daraufhin die beiden Eindringlinge skeptisch. „Wir wollen nur ein bisschen helfen für Brot sowie Bett heute Abend und nehmen kein Geld“, bekräftigte die junge Frau. Carter brach erneut in lautes Gelächter aus. Als er sich wieder

gefasst hatte, meinte er entschlossen: „Nun gut, ihr lausigen Greenhörner! Führt heute 20 Stück Vieh den Fluss entlang nach Strife-Town. Verlasst den Pfad nicht, das Gebiet ist alles andere als sicher – das ist nur ein wohlgemeinter Rat von mir. In Strife-Town angekommen sprecht mit meinem Bruder, dem Sheriff. Er wird sich um euch kümmern. Und nun geht!“ Carter deutete mit seiner Zigarette in den Stall gegenüber: „Der Mann da drinnen mit dem Namen Orma wird euch das Gatter öffnen und zwei meiner Pferde satteln!“

Orma war ein schwarzer schlaksiger Kerl, etwa Anfang vierzig, der bereits seit seinen frühen Kinderjahren in den Diensten von Dave Carter stand. Er war Mädchen für alles. Seit fünfzehn Jahren lebte der Schwarze nun auch mit seiner Familie, seiner Frau sowie drei Kindern auf der Carter-Ranch und war seinem Herrn in all dieser Zeit ein treuer Gefolgsmann geblieben. „Rising Star und Like the Wind?“, fragte Orma Joe, der gerade gemeinsam mit seiner Schwester den Pferdestall betreten hatte. Zwei prächtige Mustangs streckten ihre Häupter den staunenden Augen von Mary und Joe entgegen, als hätten sie die Anweisung des schwarzen Mannes verstanden. „Ja, warum nicht“, antwortete Joe wie aus der Pistole geschossen und genauso wie seine Schwester tief beeindruckt von den beiden Pferden. Ein schwarzer Junge, etwa 12 Jahre alt, striegelte gerade einem der beiden Hengste das glänzende Fell. Der intensive Duft von frischem Heu stach Joe und Mary in die Nase.

„Mein Sohn Caspar kennt den Fluss – er kann euch auf eurem Weg anführen!“ Ohne eine Antwort von Joe oder Mary zu erwarten, schrie Orma: “Caspar, hier!“ Der schwarze Junge ließ auf den Befehl hin sofort die Bürste fallen und eilte zu seinem Vater, der ihm sogleich etwas für alle anderen Anwesenden Unverständliches zumurmelte. Caspar schüttelte den Kopf, worauf sein Vater mit einer schallenden Ohrfeige reagierte. Joe versuchte einzuschreiten, doch da stieß Orma ihn mit einem Schlag gegen die Brust von sich weg. Caspar warf nun mit feuchten Augen einen eindringlichen Blick in Richtung Joe, als würde er sagen wollen: “Lass das – es hat keinen Sinn! Machen wir, was mein Vater mir aufträgt!“ Joe und Mary verstanden diese Botschaft zu entschlüsseln und unterstützen Caspar dabei, am schnellsten Weg von der Ranch wegzukommen.

„Haben Sie die Kunst des Lassowerfens gelernt und können Sie freihändig reiten?“, wollte der schwarze Freund von Mary und Joe noch wissen.

Joe und Mary konnten sich in diesem Moment nicht entsinnen, jemals in diese Künste eingeweiht worden zu sein, doch sie wussten irgendwie, dass sie beides beherrschten.

„Hier probieren Sie mal einen Knoten, Mam!“ Caspar warf Mary ein Stück Seil zu. Behände knüpfte Mary eine Schlinge, so geschickt als hätte sie ihr Lebtag nichts anderes getan. Beeindruckt nickte Caspar mit seinem

Kopf: „Nun Sie, Mister“, und er deutete auf Joe, „werfen Sie die Schlinge um diesen Pfahl!“ Der Pfosten war zirka 10 Meter von Joe entfernt. Ehe Caspar noch den Satz fertig gesprochen hatte, landete die Schlinge am Ende des Lassos schon um den Holzpfahl und zog sich wie von selbst fest zu.

„Sie sind **WAHRE COWBOYS** und ich habe großen Respekt vor Ihnen beiden“, der junge Caspar verbeugte sich vor Mary und Joe. Letzterer nahm sich den schwarzen Jungen nun zur Brust und versuchte ihm freundschaftlich zu erklären, dass es nicht notwendig sei, sie beide mit „Sie“, „Mam“ und „Mister“ anzureden. Ein „Du“, „Mary“ und „Joe“ wäre doch viel unkomplizierter gewesen. Caspar lachte daraufhin etwas verlegen, doch es sah aus, als hätte er Joe nicht ganz verstanden und so entschuldigte er sich: „Verzeihung, Mister – das wird sicher nie mehr vorkommen!“ Mary sah Joe an und beide konnten sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Joe und Mary bekamen die beiden Mustangs gesattelt. Caspars Gaul namens „Little Boy“ sah dagegen recht erbärmlich aus, was Joe sofort aufgefallen war: „Du Caspar, ich möchte mich ja nicht einmischen, aber warum suchst du dir gerade ein Pferd aus, das offensichtlich in einem miserablen Zustand ist? Es stehen doch hier mindestens zwei dutzend weitere Pferde in den Ställen.“

„Es gibt einen sehr guten Grund, mein Herr“, wandte Caspar ein, „Little Boy ist bald MEIN Pferd! Sir Carter hat

es mir versprochen für den sechzehnten Geburtstag.“ „Aha“, dachte Mary bei sich, „meint er wirklich, dass dieser kranke Gaul den nächsten kalten Winter überleben wird?“ Doch natürlich wollte sie ihren neuen Freund nicht kränken. Es lag dem schwarzen Jungen offensichtlich sehr viel an „seinem Little Boy“ und Caspar führte die drei Pferde stolz nach draußen.

Mary und Joe konnten ihren Augen nicht trauen, als sie Caspar auf „Little Boy“ reiten sahen. Wie ein Blitz raste er bald an ihnen vorbei, obwohl Joe und Mary auf ihren eleganten Mustangs alles andere als müde dahinritten.

„Auf in den Norden!“, schrie Caspar, „yiehaa!“ Er sah sehr glücklich aus. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er Freunde gewonnen hatte. Ein Cowboy ritt an der linken und ein Cowgirl an seiner rechten Seite. Die drei Reiter wirbelten, die Rinderherde geschickt antreibend, auf ihrem Pfad entlang des Flusses viel sandigen Staub auf und bald lag die Ranch schon weit hinter ihnen.

UNTER EINEM SCHLECHTEN

\$TERN

Die Sonne war schon hinter dem weiten Horizont verschwunden und die vielen bunten Lichter der Stadt mit dem Namen „Strife-Town“ blinkten nervös deren Besuchern entgegen. Ein Symbol stach dabei den Ankömmlingen immer wieder groß ins Auge: Das Dollarzeichen prangte an jedem Winkel von Strife-Town:

Kredite schon ab 100\$!
Eintritt heute nur 10\$!
Ein Zimmer 50\$/Nacht!

- das konnten sich Joe und Mary doch nie leisten. Sie waren alleine auf die Hilfe des Sheriffs angewiesen, die Dave Carter ihnen heute in der Früh versprochen hatte.

Caspar war - zirka eine Meile von der Stadt entfernt – zurückgeblieben, um auf die Rinderherde und die drei Pferde aufzupassen, während die beiden Geschwister in der Stadt ihr Glück versuchten, den Sheriff ausfindig zu machen. Der schwarze Junge würde an dieser Stelle auf Marys und Joes Rückkehr warten. Wahrscheinlich würde der Sheriff dann Caspars Freunde begleiten und könnte

das Vieh in seine Obhut übernehmen. Die drei Viehtreiber dürften daraufhin für eine Nacht in die Stadt ziehen, dort in einer bequemen Schlafstätte übernachten und als Lohn für ihre Mühen Brot und Trank erhalten.

So hatten Joe und Mary sich das vorgestellt, als sie die Stadt betraten und durch die ersten schmalen Gassen schritten - doch es kam ganz anders als geplant.

Inmitten der Häuser mit den Dollarzeichen befand sich schlussendlich auch ein stattliches Gebäude mit einem fetten Stern - das Revier des Sheriffs. Doch die Tür, vor der auch noch eine weinende Frau stand und verzweifelt zu warten schien, war verschlossen.

„Der Sheriff hängt sicher in seinem Lieblings-Saloon **„Ferry of No Mercy“** ab“, meinte die Frau, „während die ganzen Banditenbanden hier jeden unschuldigen Bürger bedrohen. Ich habe nur mehr Angst und kann in den Nächten kein Auge zudrücken. Ich habe drei kleine Kinder, kein Geld und brauche Hilfe...“

Mary und Joe hatten Mitleid mit der Frau und kratzten die letzten fünf Dollar zusammen, die sie in ihren Taschen fanden. Damit konnte sich die Arme zumindest eine Dose Bohnen kaufen und Wasser.

Das Wasser, welches durch das hochgepriesene Bewässerungssystem der Stadt kam, war nicht mehr zu trinken. Man musste also importiertes Wasser im Laden

kaufen, welches nicht viel billiger war als eine Flasche Whiskey. Dies bedeutete eine zusätzliche Einnahmequelle für die geldgierigen Carters. Gleichzeitig führte diese schändliche Politik dazu, dass selbst diejenigen armen Indianer, die noch nicht gänzlich vom Bewässerungssystem abgeschnitten waren, dazu gezwungen waren, sich andere Wasseradern zu suchen. Gelang ihnen das nicht, liefen sie entweder Gefahr, vergiftet zu werden oder jämmerlich zu verdursten.

Mary und Joe wussten jetzt immerhin, wo der Sheriff in dieser dunklen Nacht anzutreffen war und beiden fröstelte es ziemlich, als sie die schmutzigen Straßen zum Saloon durchschritten.

„Heute Eintritt frei!“ stand in neonfarbenen Buchstaben über der bunten Schwingtür zum Saloon - Na zum Glück wenigstens, denn sie hatten seit der Begegnung mit der armen Frau vor dem Revier keinen Cent mehr in der Tasche. Dennoch sah der Saloon alles andere als einladend aus.

Die Saloontür schwang langsam hinter ihnen zu und mit einem Schlag war die laute Barmusik, die nach draußen gedröhnt war, verstummt.

Zirka zwei dutzend Augenpaare warfen unfreundliche Blicke auf Joe und Mary, als diese die dunkle Trinkstätte betraten. Der fremde Cowboy und seine weibliche Begleitung erregten nun die unbequeme Aufmerksamkeit

der düstersten Typen im gesamten Wilden Westen. Am Ende ihres Wegs durch den Saloon lehnte der Sheriff an einer schummrigen Theke. Dieser – wie ein Abziehbild seines Bruders gekleidet, nur mit dem einzigen Unterschied, einen protzigen Stern an der Brust zu tragen - drehte sich widerwillig um.

Nun standen sie also endlich vor dem Sheriff, der unruhig ihrer Geschichte lauschte und die Erzählung mit den niederschmetternden Worten **„NA UND!“** quittierte.

„Sprecht mit meinem Bruder, dem Sheriff - er wird sich um euch kümmern.“ Die Worte von Dave Carter erklangen nun etwas verschwommen in Joes Ohren wieder.

„Aber Ihr Bruder hat uns versprochen, dass Sie uns helfen würden, sobald wir Ihnen das Vieh in die Stadt treiben?“, setzte Joe nun nach.

„Ich werde mich um euch kümmern, ihr verdammten Störenfriede - da hat mein Bruder recht. Wenn ihr nicht bald aus der Stadt verschwindet, dann werde ich euch am nächsten Galgen aufhängen! Auf Viehdiebstahl steht Tod durch Hängen und die ganze Stadt wird mir zujubeln, wenn ich kurzen Prozess mit euch mache“, wütete der hartherzige Bill. Er schoss in die Luft und traf dabei das Glas eines teuren Lusters inmitten des Saloons, das mit einem bedrohlichen Geräusch zersplitterte.

Joe und Mary verstanden sofort, dass dieser Schuss als

erste und letzte Warnung ihnen alleine galt und dass der Sheriff es bitterernst meinte.

Es war Joe und Mary im Moment so, als würde bald die gesamte Decke des Saloons über ihnen zusammenbrechen. „Nichts wie raus!“ wandte sich Joe entschlossen seiner Schwester zu.

Dass sie keine Hilfe von den Carters erhalten hatten, war ein tiefer Schlag für Mary und Joe, die sich nun erneut ernsthaft Gedanken um eine Bleibe für heute Nacht machen mussten. Sie noch dazu als Viehdiebe zu verurteilen, war ein starkes Stück und natürlich so gut wie ein Todesurteil in einer Stadt, in der es von Banditen und Kopfgeldjägern nur so wimmelte.

Die beiden schafften es dank eines ausgesprochen guten Orientierungssinnes glücklicherweise auf dem schnellsten Weg aus der Stadt heraus. Doch am Treffpunkt angekommen, an dem Caspar mit dem Schlachtvieh und den Pferden auf sie warten hätte sollen, fanden sie ein Bild des Schreckens vor. Caspar lag in einer Furche des abgekühlten Präriebodens, geschlagen und beraubt von üblen Viehdieben.

Die Pferde und die gesamte Rinderherde waren in der Zeit, als Joe und Mary den bösen Sheriff getroffen hatten, gestohlen und Caspar, der sich tapfer gegen zirka zehn Banditen gewehrt hatte, niedergeschlagen worden.

Joe und Mary machten sich sofort daran, Caspar mit allen Mitteln, die ihnen verfügbar waren, zu verarzten. Und diese bescheidenen Verbände bestanden nur aus Blättern sowie flink zusammengebundenen Kleiderfetzen.

„Machen Sie sich keine Sorgen um mich. Ich bin das schon gewohnt“, meinte der schwarze Freund resignativ, „mein Vater schlägt mich und Sir Dave hat meinen Vater immer wieder geschlagen. Trotzdem ist Dad seinem Sir ewig dankbar. Weil dieser ihn als Kind bei sich aufgenommen hat, ihn aus der Sklavenschaft befreit und erlaubt hat, eine Familie zu gründen. Ich weiß, es ist schwer zu verstehen für zwei Weiße, wie Sie beide!“

DER STERN DER HOFFNUNG

Irgendwo mussten sie ja ihr Nachtlager aufschlagen können - es schienen ihnen aber nur zwei Möglichkeiten zu verbleiben – entweder hier draußen in der Kälte zu verharren, wo es noch dazu von Gefahren nur so wimmelte oder wieder in die Stadt zurückzukehren, in der man sie wahrscheinlich am nächsten Baum aufhängen würde. Und sie sollten auch bald einen Doktor aufsuchen, denn Caspars Wunden mussten umgehend fachmännisch versorgt werden.

Da begannen sie zu beten und auf ein kleines Wunder zu hoffen, das tatsächlich in Form eines Sterns in Erscheinung trat.

„Sehen Sie den Stern“, deutete der schwarze Junge nach oben. „Den Sheriffstern? - Nein, bitte lass mich verschont“, entgegnete Joe, der den Kopf die letzten Minuten über nur mehr tief zwischen seinen Schultern hängen ließ.

„Nein, nein, mein Herr, eine wundervoll leuchtende und prächtige Erscheinung am Himmel – sehen Sie da!?“

Und tatsächlich, nachdem alle drei den Kopf nun erhoben hatten, erkannten sie: Der himmlische Bote stand prächtig über einem Häuschen im Vorort der Stadt.

„Wir müssen dorthin, ganz gleich, was uns an diesem Ort

erwartet“, trafen sie alle drei eine einstimmige Entscheidung. Das Häuschen unterhalb des Sterns sah unverdächtig aus und sie wagten es, an dessen Tür zu klopfen.

Da öffnete ihnen ein freundlicher Mann und schaute die drei nächtlichen Wanderer etwas fragend an. „Guten Abend, der Herr“, begrüßte Joe den Bewohner des Häuschens, „wissen Sie denn, dass ein strahlender Stern über Ihrem Haus steht?“ Der Mann reagierte nicht gerade überrascht über die Botschaft der Fremden, stellte sich als „Renato“ vor und lud die drei ein, sein kleines Haus zu betreten.

Sein ganzes Heim schien, den Geruch von frisch verarbeitetem Holz zu versprühen und an allen Ecken und Enden, auf Kommoden und Tischen standen teils fertige, teils unvollendete Weihnachtskrippen samt Figuren aus unterschiedlichsten Materialien. Insgesamt machte das Häuschen eher den Eindruck, eine Werkstatt zu sein denn eine Wohnstätte. In zumindest drei Räumen sahen die Gäste Werkzeug verteilt und es schien so, als ob der Krippenmacher zur gleichen Zeit an mehreren wundervollen Krippen aus verschiedensten Kulturen arbeitete.

„Bitte nicht anrühren, aber gerne anschauen: die heilige Familie, wie sie in vielen verschiedenen Ländern gesehen wird“, meinte Renato mit einem Zwinkern im Auge. „Ich werde mich aber nun etwas um euren kranken Freund

kümmern“, mit diesen Worten führte er den schwarzen Jungen fürsorglich in sein Wohnzimmer. Der Krippenmacher hatte sofort erkannt, dass es nicht gut um Caspar stand: „Schaut euch ruhig für ein paar Minuten bei mir um und ihr versteht dann vielleicht, warum ein heiliger Stern über meinem kleinen Haus prangt! Ich kümmere mich auch um euren schwarzen Freund, aber ihr müsst mir bitte heute noch einen kleinen Gefallen erweisen! Der Gefallen ist mit einem Weg und einer großen Überraschung für euch verbunden!“ „Klar, wir helfen ihnen gerne. Es gibt da bloß ein Problem. Wir können nicht mehr in die Stadt...“, versuchte Mary dem netten Mann ihre Situation zu erklären.

„Ihr braucht es mir nicht zu erläutern, ich kann es mir denken! Ihr braucht nicht zurück in die Stadt. Ihr müsst nur einen guten Freund von mir besuchen – bei den Indianern!“ Joe und Mary stockte für einen Moment der Atem. „Ein Indi ..., Sie meinen einen echten Indianer?“ Vater hatte Mary und Joe ja viel von den Indianern erzählt. Und natürlich auch von Winnetou, dem wohl größten Indianer aller Zeiten. „Ihr werdet es schon sehen“, schmunzelte Renato und begleitete die beiden Geschwister nach draußen. Er gab ihnen auch eine kleine Tasche mit auf den Weg und eine Bitte: „Keinesfalls vorher auspacken - es ist ein Geschenk für meinen Freund! Er wohnt dort, wo auch die Ruhe zu Hause ist.“

Es war so, als hätte der Stern am Firmament inzwischen auf die Geschwister gewartet, denn sobald diese aus dem

Haus des Krippenmachers gekommen waren, zog er weiter und wies ihnen den Weg in eine Indianersiedlung.

Dort herrschte in jener Nacht ein großer Trubel. Die Frau des Häuptlings hatte soeben einen Sohn geboren und der ganze Stamm feierte dessen Ankunft mit Trommeln, Tänzen und Gesang. So war es für den Cowboy und das Cowgirl auch ein Leichtes, unbemerkt tief in das Innere der Siedlung zu schleichen. Nur in einem Tipi schien in jener Nacht Ruhe zu herrschen. Beide ahnten, dass sie dort finden würden, was sie suchten! Und als sie das Zelt betraten, umschmeichelte ein wohlvertrauter angenehmer Geruch ihre Nasen. Der Duft erinnerte sie an alte Zeiten und an ... Weihnachten. Das war der Geruch von Weihrauch und sie schauten sich genauer um. Das Innere des Zelts sah insgesamt sehr ärmlich aus. „Kein Klo und keine Spielsachen“ - ein gemeinsamer Gedanke schoss beiden in diesem Moment durch den Kopf.

EIN HIMMLISCHES ZELT



„Ein Zelt halt“, wandte Jo sich augenzwinkernd seiner kleinen Schwester Marie zu. „Du hattest recht, du kleine Nervensäge“, schmunzelte Marie. Papa riss die Arme weit auseinander. Jo und Marie liefen ihm freudestrahlend entgegen. „Hallo Papa – wir wussten ja, dass wir dich am Ende doch noch sehen! Und wir haben auch ein Geschenk für dich!“, Marie überreichte ihrem Papa die Tasche, die sie mitgebracht hatten – unversehrt und natürlich ungeöffnet. „Das habe ich gestern Abend für dich gebastelt“, erzählte Marie ganz stolz. Aus der Tüte zog Papa die beiden Papierpferde, auf denen Jo und Marie am Vorabend durch ihr Zuhause geritten waren: „Rising Star“ und „Like the Wind“, von denen Papa seinen Kindern so viele Geschichten erzählt hatte!

„Das ist ja wunderbar, danke! Und ich habe auch etwas für euch, schaut mal!“, Papa nahm die beiden Pferde ganz vorsichtig in seine Hände und stellte sie in eine wunderschön verarbeitete Indianerkrippe: Da lag das Jesuskind in der Mitte einer friedlichen Szene unter einem leuchtenden Himmelszelt, bewacht von seinen guten irdischen Eltern Josef und Maria. Ringsum hatten sich viele Gäste versammelt, um der Geburt des Heilands zu huldigen - allen voran die Heiligen drei Könige, Melchior, Balthasar und der schwarze Caspar, triumphierend auf

einem Kamel sitzend.

Und ein bisschen fernab standen zwei Viehhüter, die aussahen, als hätten sie gerade eine besonders abenteuerliche Reise hinter sich gebracht:

Das waren ein cleverer Cowboy und ein mutiges Cowgirl, welches der im Zelt versammelten Familie ein wenig bekannt vorkam ...



Indianerkrippe. Mit freundlicher Genehmigung von (c) www.renato-valle.it